



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)

V.V. Ganeshanathan

# DER BRENNENDE GARTEN

Aus dem Amerikanischen von Sophie Zeitz

TROPEN

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: [produktsicherheit@klett-cotta.de](mailto:produktsicherheit@klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Brotherless Night«

im Verlag Penguin Random House, New York 2023

© 2023 by V. V. Ganeshanathan

International Rights Management: Susanna Lea Associates

Für die deutsche Ausgabe

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München unter Verwendung der Daten des Originalverlags

© Cover design and illustration by Nathan Burton

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

Lektorat: Eva Jaeschke

ISBN 978-3-608-50278-7

E-Book ISBN 978-3-608-12474-3

*Für meine Familie*

Für mich gibt es kein Leben  
ohne mein Volk.

*Rajani Thiranagama*

Auch die Geschichte ist dem Terror  
zum Opfer gefallen.

*Rajan Hoole*

## VORWORT

---

*New York, 2009*

ICH HABE VOR Kurzem einen Brief an einen Terroristen geschickt, den ich von früher kannte. Er wohnt in der Nähe, hier in New York, und als ich das Blatt mit den Worten *Ich würde dich gern sehen* in den Umschlag steckte, erinnerte ich mich, wie viel er immer von mir verlangt hatte, und wie wenig ich von ihm. Schon als Kind in Sri Lanka, bevor ich das Wort *Terrorist* je gehört hatte, wusste ich, dass es Menschen gab, bei denen man besser tat, was sie wollten, ohne viele Fragen zu stellen. Als junge Frau kannte ich viele von ihnen, weil ich eine Zeitlang selbst zu denen gehörte, die du Terroristen nennen würdest.

Erst waren wir Zivilisten. Du musst verstehen: Das Wort *Terrorist* ist zu einfach für die Geschichte, die wir erlebt haben – zu einfach für mich, zu einfach sogar für diesen Mann. Wie könnte ein Wort reichen? Aber ich werde es trotzdem verwenden, weil das die

Sprache ist, die du kennst, und ich will, dass du verstehst, wer wir waren, wie wir genannt wurden und wer wir geworden sind.

Wir beginnen mit diesem Wort. Aber ich verspreche dir, dass du bald selbst merkst, wie unzureichend es ist. Eines Tages wird die Geschichte mit dem Wort *Zivilist*, mit dem Wort *Heimat* beginnen. Und auch wenn ich nicht mehr die Frau bin, die täglich mit Terroristen zu tun hatte, will ich, dass du verstehst: Wenn sich damals in meiner Welt zwei Terroristen begegneten, war das erste Wort, das sie zueinander sagten, einfach *hallo*. Wie die meisten Leute, die du kennst oder magst.

# **Teil 1**

---

**EINE UNSCHEINBARE NARBE**

## KAPITEL 1

---

# DIE JUNGEN MIT DEN JAFFNA-AUGEN

*Jaffna, 1981*

ICH BEGEGNETE DEM ersten Terroristen, den ich kannte, als er sich gerade entschloss, einer zu werden. K und seine Familie wohnten bei uns in der Straße in einem Dorf, das zur tamilischen Stadt Jaffna auf Sri Lanka gehört. Die Jaffna-Halbinsel ist der nördlichste Teil des Landes. Viele Menschen sind hier gestorben: getötet von der sri-lankischen Armee und der Regierung oder von der indischen Friedenstruppe oder von den verschiedenen tamilischen Separatistengruppen, die du als Terroristen kennst. Natürlich haben auch viele Menschen überlebt.

Anfang 1981 war ich fast sechzehn. Ich wollte Ärztin werden wie mein Großvater und besuchte seit Kurzem die Schule meiner Brüder, die in der Oberstufe auch Mädchen aufnahm. Damals kreisten

all meine Gedanken um die Zulassungsprüfungen zur Universität. Auch K wollte Medizin studieren. Und das war etwas, das uns verband, lange bevor er sich der Bewegung anschloss, lange bevor ich in der Notaufnahme eines New Yorker Krankenhauses Patienten behandelte. Lange bevor wir so unterschiedlich wurden.

K hatte von Anfang an einen Vorsprung, nicht weil er ein Jahr älter war und ein Junge, sondern weil ich seine erste Patientin war. Unsere Begegnung war schmerhaft, aber auch ein Glück für mich. An jenem Tag hatte ich Teewasser gekocht. Wie immer benutzte ich ein Stück Stoff, um den heißen Topfgriff anzufassen. Doch an diesem Morgen rutschte mir erst der Lappen, dann der Griff und schließlich der Topf aus der Hand, sodass mir ein Schwall kochendes Wasser entgegenschwuppte. Ich schrie wie am Spieß nach meiner Mutter – *Amma!* – und mein Schrei gellte über die Straße, wo K gerade an unserem Tor vorbeikam. Er warf sein Fahrrad in den Staub und stürzte herein.

Als er die Küche im hinteren Teil des Hauses erreichte, war Amma schon bei mir. Meine Haut schlug Blasen, und ich kniff die Augen zu, während Amma schluchzte und Töpfe und Pfannen scheppernd zu Boden fielen. Jedes Geräusch löste sengende Hitzeblitze auf und in mir aus, als würde unter meiner Haut eine weitere Haut brennen. Weinend rief ich die Götter an: Murugan, Pillaiyar und Shiva.

»Sashi!«, sagte K, und ich schlug die Augen auf, ohne ihn zu erkennen. »Setz dich!« Er zeigte auf einen Küchenstuhl. Als ich weiterschrie, mich aber nicht bewegte, nahm er meine Hände und führte mich zu dem Stuhl, dann zog er meine Bluse hoch, um sich meinen verbrühten Bauch anzusehen. Amma stand neben mir und rief: *Aiyo!*, und ich hörte sie wie aus weiter Ferne. Schnell nahm K eine Schale mit Eiern vom Tisch und begann, eins nach dem anderen über den Brandblasen aufzuschlagen.

»Ich muss Wasser holen ...«, sagte Amma. Sie griff nach einem Topf und wollte an ihm vorbeigehen.

K stellte sich ihr in den Weg. »Das hier wird die Verbrennung kühlen«, erklärte er.

Meine Mutter stand hilflos da. Ich starrte K an, versuchte, etwas anderes wahrzunehmen als den Schmerz, und konzentrierte mich darauf, wie er mit den Daumen die Eierschalen aufbrach und mit den Fingerspitzen das glibberige Eiweiß auf meine blasigen Wunden strich. Er war sehr geschickt, als hätte er viel Übung und als wäre jeder Tropfen Eiweiß kostbar. Meine Haut war so heiß, dass ich selbst heute bei der Erinnerung an seine schnellen, geschickten Handbewegungen und die kühle, glitschige Linderung überrascht bin, dass die Eier auf meinem Fleisch nicht brieten.

Als das letzte Ei aufgeschlagen war und auf meiner glühenden Haut dampfte, sah er Amma an. »Habt ihr noch mehr?« Sie stand immer noch unter Schock. »Mehr Eier?«, wiederholte er. Sie blinzelte, dann nickte sie. »Gut – sorg dafür, dass die Wunden immer mit frischem Eiweiß bedeckt sind. Ich gehe den Arzt holen.«

Als er eine halbe Stunde später mit dem Arzt zurückkam, begutachtete der ältere Mann Ks provisorische Wundversorgung anerkennend. »Das sollte gut heilen«, sagte er. »Vielleicht bleibt nicht einmal eine Narbe. Meine Mutter hat Brandwunden auch mit rohen Eiern behandelt. Das bringen sie einem nicht im Studium bei. Wer hatte die Idee?«

K sah mich an, ohne etwas zu sagen. Innerlich knisterte ich noch.

»Ich wusste nicht, was ich tun soll«, gestand Amma leise.

»Es war seine Idee«, sagte ich.

So begann ich als Ks Patientin, doch am Ende war er mein Patient.

## SO VIELE NAHRUNGSMITTEL erinnern mich an K.

Ein paar Tage nach dem Unfall kam er mit seiner Tante Neelo vorbei, um nach mir zu sehen, und brachte mir mein Lieblingsobst mit: Maampazham – Mangos – und Vaazhaipazham – die kleinen süßen Bananen, die bei ihm im Garten wuchsen. Wahrscheinlich hatte ihm meine Mutter von meiner Vorliebe erzählt. Ich freute mich über das Obst, aber ausnahmsweise interessierte ich mich noch mehr für den Jungen, der bisher mehr meinen Brüdern gehört hatte als mir. Ich betrachtete ihn heimlich. Sein Hemd war nachlässig in die Hose gesteckt, und die Hose war ihm zu groß. K war sehnig, nicht dünn, und er hatte einen Schatten über der Oberlippe, der noch kein Schnurrbart war. In seinem braungebrannten Gesicht sah man den Flaum kaum. Eine dicke, schwarze Brille beherrschte seine schmalen, empfindsamen Züge. Er nahm sie ab und putzte sie sorgfältig mit einem Stofftaschentuch, das so alt war, dass man fast durchsehen konnte. Damals wusste ich noch nicht, dass das Taschentuch seiner verstorbenen Mutter gehört hatte.

Dann setzte er sich die Brille wieder auf, und als ich merkte, dass er mich genauso aufmerksam betrachtete, sah ich weg. Alle redeten darüber, wie begabt K war, und was für ein großartiger Arzt er einmal werden würde, aber die Leute konnten nur spekulieren. Ich dagegen wusste es aus Erfahrung, mit einer Überzeugung, die mein ganzes Sein erfüllte, und ich empfand sowohl Neid auf seine Fähigkeiten als auch ein anderes Gefühl, das mich verwirrte. Die dicken Brillengläser verzerrten seine Augen, aber es war zu spät – ich wusste, dass sie wunderschön und tief waren und eine Gewissheit verströmten, die mich berührte. Nach dieser Gewissheit strebte ich auch; ich wollte auch ein Mensch sein, der Brandwunden ansehen und berühren konnte.

K sah zu meiner Mutter und seiner Tante, die in ein Gespräch vertieft waren, und dann wieder zu mir.

»Wie geht es dir?«, fragte er.

»Besser. Aber es juckt«, sagte ich und zog an meiner Bluse. Meine Mutter hatte mir ihr ältestes, weitestes Kleid geliehen, aber es tat trotzdem weh, wenn der Stoff meine Haut berührte. »Ich will auch Medizin studieren. Woher hast du gewusst, was zu tun war?«

Er zuckte die Achseln. »Ich fand es logisch, auch wenn es keine moderne Behandlung ist. Protein und Fett beruhigen die Verbrennung.«

Aus Gewohnheit strich ich über meine Wunde. »Hast du das je ...«

K beugte sich vor und griff nach meiner Hand. »Nicht kratzen, sonst bleiben da Narben.« Nach einem Moment ließ er meine Hand wieder los. Ich sah zu meiner Mutter und seiner Tante, die immer noch redeten. Dann nahm ich die Hand von meinem Bauch, und wir saßen schweigend da.

»Sind deine Brüder zu Hause?«, fragte er schließlich.

Sie waren nicht da, und so schwiegen wir weiter, bis Neelo Aunty herüberkam und ihn holte. Beim Abschied machte er ein förmliches Gesicht. »Viel Glück beim Lernen«, sagte er höflich, als hätten seine Hände mich nie berührt.

Zu Beginn waren wir also keine Freunde, obwohl er mir näher gekommen war als irgendein anderer Junge.

Als ich mich so weit erholt hatte, dass ich wieder zur Schule gehen konnte, bewegte ich mich steif über den Schulhof und hielt nach ihm Ausschau. Mein Bauch war verbunden und ich trug meine Schuluniform darüber, sodass die Stelle wieder anständig bedeckt war. Beim Gehen legte ich schützend die Hand auf den Schmerz, als wollte ich sichergehen, dass er noch da war. Die

Wunde pochte immer noch mit meinem Puls, aber sie verheilte. Außer K hatte niemand die Verletzung gesehen – nicht einmal meine Brüder –, und ich hatte das Gefühl, dass wir ein intimes, wichtiges Geheimnis miteinander teilten, dessen ich mich vergewissern musste. Aber ich suchte im Meer der Gesichter vergeblich nach seinem.

Als wir uns ein paar Wochen später im Tempel unseres Dorfs wiedersahen, war sein Schnurrbart etwas kräftiger geworden. Er sah zu meinem Bauch, wo eine alte Sari-Bluse meiner Mutter mehrere kleinere Pflaster bedeckte. Unwillkürlich hielt ich mir den Arm vor den Körper und wandte mich ab. Als er dort neben meinen Brüdern auf der Seite der Männer stand, die auf den Segen warteten, fiel K nicht weiter auf. Du hättest ihn für einen von vielen jungen Männern mit dunkler Haut und einem weißen Lächeln gehalten. Aber du hättest dich geirrt.

ICH WILL DIR von den dunklen Männern mit dem weißen Lächeln erzählen, von den tamilischen Männern, die ich liebte und die zu mir gehörten. Bei uns gab es vier von ihnen. Jeder meiner Brüder ähnelte meinem Vater auf seine eigene Art. Sie hatten »Jaffna-Augen«, wie manche die dunklen, durchdringenden Augen aus unserer Gegend nennen. Wenn du sie einmal gesehen hast, erkennst du sie.

Niranjan, mein zuverlässiger, standhafter ältester Bruder, hatte Appas klares, offenes Lächeln, seine Hakennase und sein dickes Haar. Periannai, wie ich ihn als ältesten Bruder nannte, wurde in diesem Jahr fünfundzwanzig. Er studierte Medizin an der Peradeniya-Universität im Zentrum von Sri Lanka, viele Stunden Zugfahrt entfernt, und stand kurz vor dem Examen. Der Zweitälteste war der stille, freundliche Dayalan, mit neunzehn Jahren der größte mei-

ner Geschwister. Dayalan arbeitete in der Jaffna Library und nahm Unterricht, solange er auf seinen Studienplatz in Ingenieurwissenschaften wartete. Er war mathematisch veranlagt, aber er liebte die Literatur, was für einen angehenden Ingenieur ungewöhnlich war. Dayalan hatte immer einen Roman in der Tasche, und wenn er damit fertig war, gab er ihn mir, so wie Niranjan mir seine Medizinbücher gab, wenn er sie nicht mehr brauchte. Falls Dayalan nicht lernte oder las, schraubte er an seinem Fahrrad herum, das er aus Einzelteilen aus der ganzen Gegend zusammengebaut hatte. Durch seine Größe und seinen Körperbau hätte er als Doppelgänger meines Vaters durchgehen können. Manchmal, wenn er nach der Bibliothek oder dem Unterricht nach Hause kam und in der Tür stand, ruhte Ammas Blick eine Sekunde zu lang auf ihm, und ich fragte mich, was ihr durch den Kopf ging. Seelan, mein jähzorniger, beliebter, aufgeweckter dritter Bruder, war ein Jahr älter als ich und ging mit K in eine Klasse. Wie mein Vater liebte er Musik, und wenn er gutgelaunt war, konnte er jeden für sich einnehmen. Er war im letzten Jahr der Oberschule und bereitete sich auf die Abschlussprüfungen vor, die er für die Zulassung zur Uni brauchte. Aran, mein einziger jüngerer Bruder, war ein dünner, altkluger Dreizehnjähriger. Er redete wie Appa, dabei ging er noch in die Mittelschule und lernte dort für die Abschlussprüfung.

Wenn meine Brüder mit K unsere Straße heruntergingen, was sie häufig taten, waren sie einfach fünf tamilische Jungen, die für jeden Spaß zu haben waren – für freche Streiche, für rührende Herzlichkeit. Aber wenn du keiner von uns warst, wenn du nicht genau hinsahst, hätten sie auch die fünf Männer sein können, die im März des Jahres, in dem ich K begegnet war, eine Bank ausraubten. Vielleicht sahen auch die fünf Bankräuber so aus, als wären sie für jeden Spaß zu haben; sie waren der Anfang der *Liberation Tigers of Tamil*

*Eelam*, der *Tamil Tigers*, und ihr Anführer war Velupillai Prabhakaran, der 1975 den Bürgermeister von Jaffna erschossen hatte, auch wenn er sich damals noch nicht dazu bekannte.

Mein Vater arbeitete als Landvermesser für die Regierung. Er wurde von Posten zu Posten geschickt und kam nur im Urlaub oder manchmal an Wochenenden nach Hause. Als er von dem Banküberfall hörte, schrieb er sofort an Amma, dass sie ihren ganzen Schmuck aus dem Bankschließfach holen und zu Hause verstecken sollte. Ich hörte ihr Weinen, als sie den Brief las, vom anderen Ende des Flurs bis in mein Zimmer. Ich stand auf, um nach ihr zu sehen, aber dann überlegte ich es mir anders und ging wieder ins Bett.

»Warum will Appa, dass Amma ihren Schmuck versteckt?«, fragte ich Seelan, der im Bett neben mir zu schlafen versuchte.

»Was?«, murmelte er ins Kissen. Periannai war übers Wochenende da und schlief in Seelans Bett. Nach eiligem Umräumen war Seelan bei mir einquartiert worden, und die Enge ging uns beiden auf die Nerven.

»Warum will er, dass sie den Schmuck von der Bank holt?«, fragte ich.

»Wenn die Banken ausgeraubt werden, will Appa natürlich, dass Amma das Zeug in Sicherheit bringt.«

»Und was ist mit dem Geld, das wir auf der Bank haben?«

»Der Schmuck ist schwerer zu ersetzen. Und Appa hat auch Geld zu Hause. Aber Amma will lieber so tun, als ob alles in Ordnung wäre.«

»Glaubst du nicht, dass alles in Ordnung ist?«

Seelan drehte sich weg, ohne zu antworten, und weil ich mir dumm vorkam, fragte ich nicht weiter nach. Ein paar Minuten später schnarchte er bereits. Vor ein paar Jahren hatte Niranjan an einer internationalen Tagung zur tamilischen Sprache und Kultur

in Jaffna teilgenommen. Damals hatte die Polizei ins Publikum geschossen, und ein paar seiner Freunde waren verwundet worden. Niranjan war mit Blut an den Kleidern nach Hause gekommen und war sehr still und nachdenklich gewesen. Ein paar Tage später sah ich, wie er *Emergency '58* aus Appas Bücherregal nahm, einen alten Bestseller über die antitamilischen Ausschreitungen von 1958. Als Periannai damit fertig war und ich das Buch nach ihm lesen wollte, schüttelte er den Kopf, ohne mir zu erklären, warum. »Noch nicht«, sagte er. »Wann dann?«, fragte ich. Aber er hatte sich abgewandt. Was immer er dachte, er hatte nicht vor, es mit seiner neunjährigen Schwester zu teilen. Seelan, der nur ein Jahr älter war als ich, wartete nicht auf Periannais Erlaubnis; er nahm sich das Buch einfach von Periannais Tisch. Als mein Vater sah, was Seelan las, versuchte er, das Buch einzukassieren, aber Seelan gab *Emergency '58* nicht mehr her. Als er es durchgelesen hatte, gab er es mit finsterner Miene seinem älteren Bruder zurück. Niranjan, der nicht versucht hatte, Seelan vom Lesen abzuhalten, sah ihn neugierig an. »Hast du erfahren, was du wissen wolltest, Thaambi?«, fragte er. »Genug, Periannai«, sagte Seelan. »Mehr als genug über die Regierung.«

Mit sechzehn hatte ich *Emergency '58* immer noch nicht gelesen, aber ich wusste, dass das Buch ungeschönt von der Bereitschaft Sri Lankas berichtete, seine eigenen tamilischen Bürger zu ermorden. Die dünne, zerlesene Taschenbuchausgabe meines Vaters hatte etwas Verbotenes, Unheimliches. Brauchte ich das Buch, um zu erfahren, dass wir Tamilen als ethnische Minderheit für entbehrlich gehalten wurden? Ich wusste nicht, wie alt man sein musste, um eine Geschichte in all ihrer Gewalt zu lesen. Ich wusste nicht, ob eine Geschichte in all ihrer Gewalt je ganz erzählt werden konnte. Ich las gründlich die Zeitung, in der tamilische Politiker zitiert

wurden, die sagten, dass jeder Schritt in Richtung eines eigenen Staats im Norden gewaltlos verlaufen werde. Die Partei, die mein Vater wählte, hatte im Jahr zuvor einen Beschluss gefasst, der genau das erklärte – die Tamilen würden friedlich an der Unabhängigkeit des Nordens und Ostens arbeiten, so wie Gandhis Leute, die wir alle verehrten. Doch wir konnten die Diskriminierung durch die Regierung, die von der singhalesischen Mehrheit gestellt wurde, nicht länger hinnehmen, erklärten die tamilischen Politiker. Sie verlangten ein Ende der Benachteiligung unserer Sprache, ein Ende der Diskriminierung und eine Quotenregelung bei der Zulassung tamilischer Studenten, ein Ende der staatlichen Siedlungspläne für Singhalesen in traditionell tamilischen Gebieten, ein Ende der staatlich sanktionierten Gewalt gegen Tamilen. Das Pogrom von 1958 hatte zehn Jahre nach Abzug der Briten stattgefunden, und auch in meiner Kindheit, lange nach der Unabhängigkeit Sri Lankas, hatte es schlimme Ausschreitungen gegeben. Aber ich wusste auch, dass sich Appa über die Inkonsistenz und Inkompetenz der tamilischen Politiker aufregte, wenn er sich die Debatten über den richtigen Weg zur tamilischen Unabhängigkeit anhörte. Auf seinen Posten in den verschiedenen Landesteilen behielt er seine Meinung für sich, aber wenn er nach Hause kam, sprach er häufig mit Niranjan, Dayalan oder meiner Mutter über seine Sorgen. »Diese Typen würden alles sagen, um sich selbst zu helfen«, stellte er finster fest. Ich war mir nie sicher, ob meine Mutter überhaupt zuhörte. Sie erledigte schweigend ihre täglichen Aufgaben: Gemüse schneiden, Geschirr spülen, die Asche wegfegen, die von seiner Zigarette fiel, wenn er mit der Faust auf den Tisch haute.

Verschiedene Weltreiche hatten nach der Herrschaft über Sri Lanka gegriffen: Die Niederlande, Portugal und Großbritannien hatten das Land nacheinander eingenommen und wieder aufgege-

ben, und die Bevölkerung, die sie zurückließen, war von der Kolonialherrschaft, uralten Feindseligkeiten und sturem Stolz gespalten. Viele Jahre vor meiner Geburt war Sri Lanka, damals Ceylon, wieder einmal in eine träge, planlose Unabhängigkeit gestolpert: Die singhalesische Mehrheit, die unter echten und eingebildeten Kränkungen litt, sorgte dafür, dass ihr Buddha, ihre Sprache und ihre Geschichte Vorrang erhielten – die Quittung für die Tamilen, die als Minderheit unter der britischen Herrschaft begünstigt worden waren. Tamilische Beamte wurden vor die Wahl gestellt, entweder Singhalesisch zu lernen oder sich einen anderen Job zu suchen, auch mein Vater. Ich erinnere mich gut an sein Gesicht, als er uns davon erzählte.

Appa hatte Glück – anders als wir hatte er als Schüler in Jaffna Singhalesisch gelernt, er hatte einige singhalesische Freunde und sprach die Sprache immer noch fließend. Doch als mehrere Jahre nach Abzug der Briten und lange vor meiner Geburt Singhalesisch zur einzigen Amtssprache erhoben wurde, hörten die Schulen in Jaffna aus Protest auf, Singhalesisch zu unterrichten. Jetzt wurde nur noch auf Tamil gelehrt. Obwohl ich ausgezeichnet Englisch sprach, konnte ich kein Wort Singhalesisch. Meine Zukunft hing von einer Sprache ab, die ich nicht sprach, die mir niemand beibringen wollte und die ich aus Prinzip nicht lernen wollte.

Natürlich lässt sich niemand gern vorschreiben, was er zu tun hat. Aber wir hatten auch gesehen, wie hoch der Preis war. Als ich zehn war, wurden mehrere von Niranjans Freunden festgenommen, weil sie gegen eine Gesetzesänderung protestiert hatten, die die Zahl der Studienplätze für Tamilen beschränken sollte. Ich wusste, dass sie Plakate aufgehängt hatten; Amma hatte Periannai verboten mitzumachen. Sie saßen ohne Prozess zwei Jahre im Gefängnis. Bei ihrer Entlassung vor drei Jahren wurden sie von einer großen Menschen-

menge willkommen geheißen. Aber von ihrem Heldenstatus hatten sie nicht viel. Sie hatten nicht studiert. Jetzt arbeiteten sie als Verkäufer oder waren arbeitslos.

Sie waren nicht die Einzigen, die die Regierung im Visier hatte. Die Polizei fing an, meine älteren Brüder und ihre Freunde auf ihren Fahrrädern zu kontrollieren, weil bekannt war, dass das Fahrrad das bevorzugte Transportmittel der tamilischen Rebellen und ihrer Unterstützer war. In Wirklichkeit war das Fahrrad das bevorzugte Transportmittel aller jungen Männer in Jaffna – und der meisten Mädchen auch. Weil niemand davon ausging, dass sich Mädchen der Bewegung anschlossen, durfte ich weiter mit dem Rad zur Schule oder auf den Markt fahren, um für meine Mutter einzukaufen. Aber nach dem ersten Banküberfall, als meine Mutter den Schmuck von der Bank geholt hatte, ordnete Appa an, dass meine Brüder ihre Fahrräder stehen lassen mussten.

IN DIESEM JAHR lernten Seelan und K zusammen für die Abschlussprüfungen. Am Wochenende besuchten sie morgens ein Tutorium für Schüler ihrer Jahrgangsstufe; danach kamen sie nach Hause und aßen bei K oder bei uns zu Mittag, und nachmittags lernten sie in der Jaffna Library weiter. Ich wäre am Nachmittag am liebsten mit ihnen gegangen, aber ich traute mich nicht zu fragen. K und ich lernten für dieselben vier Fächer – Botanik, Zoologie, Chemie und Physik –, und ich musste mich auch vorbereiten, wenn ich ein Jahr später eine Chance auf einen Studienplatz in Medizin haben wollte. Doch statt etwas zu sagen, saß ich stolz und schüchtern auf der Veranda und starrte ihnen hinterher. Amma bemerkte meinen Blick und lachte leise. Als K und Seelan weg waren, richtete sie mir einen Platz an Appas Schreibtisch ein, und ich lernte allein, während sie mich mit süßem Tee versorgte. »Hier, Kunju«, sagte

sie, wenn sie mir eine frische Tasse brachte. »Du wirst es genauso gut machen wie sie.«

Am dritten Wochenende hatte ich mich mit dem Einsiedlerdasein abgefunden und war in meine Bücher vertieft. Aber anscheinend war es meinem Bruder aufgefallen. »Na, komm schon«, sagte Seelan ungeduldig von der Treppe, als ich an diesem Samstag auf der Veranda saß.

Ich blickte verwirrt auf.

»Fertig?«, rief K.

Er stand am Tor und wartete offenbar auf uns beide. K grinste zu Seelan herauf und dann zu mir herüber. Die Sonne spiegelte sich in seiner Brille, sodass ich seine Augen nicht sah. Er nahm sie ab und putzte sie. *Viel Glück beim Lernen*, hatte er gesagt. Vielleicht lag ihm wirklich etwas daran.

Ich achtete darauf, dass Seelan zwischen K und mir ging.

Der Weg dauerte eine heiße, staubige Dreiviertelstunde – ohne Fahrrad war die Strecke lang, aber sie hatten geschworen, dass sie zu Fuß gehen würden, und sie hielten Wort. Ich stellte fest, dass es mir nichts ausmachte. Der wöchentliche Marsch zur Bibliothek war eine Gelegenheit, mit Bekannten zu reden, die wir unterwegs trafen, uns zu unterhalten und über die Fragen zu sprechen, die sich in unseren Köpfen zu formen begannen. Am Anfang hörte ich überwiegend zu, wenn K und Seelan über Gott und die Welt sprachen – Hast du die Platte gehört? – Hast du mitgekriegt, was in Muttiah Masters Klasse beim Kicket passiert ist? – Kanntest du den Kapitän der anderen Schule? – Zum Glück bekommen wir für jede Dissektion einen neuen Frosch –, aber irgendwann begann ich, Fragen zu stellen. Wie war es im Tutorium? Sie erzählten von ihrem Tutor, einem jungen Mann, der gerade Examen gemacht hatte. Sie ahmten ihn nach, lachten, gestikulierten wild und zogen die Brauen zusammen.

men, als würden sie große Reden halten, und ich lachte mit, aber es war klar, dass sie ihn respektierten und viel Sympathie für ihn hatten. Wer immer er war, er redete mit ihnen über Politik, wie sie es sich von ihren Vätern und anderen Lehrern gewünscht hätten. Sie wollten ernst genommen werden. Oh, wie ernst ich K nahm. Beinahe hätte ich es ihm gesagt. Welche Richtung der Medizin interessierte ihn besonders? Kardiologie, sagte er. Seine schmalen, eleganten Finger malten ein Herz in die Luft, und mein Herz hüpfte. Und du?, fragte er. Ich wollte in die Fußstapfen meines Großvaters treten, sagte ich, und allen helfen, die Hilfe brauchten. *Primum non nocere*. Erstens, nicht schaden, zitierte ich die Ärzteethik. Wie mein Paata die Regeln gebeugt und gebrochen hatte, um seinen Patientinnen zu helfen, erwähnte ich nicht. Wer weiß, was K davon gehalten hätte? Er sah meinen Bruder an. Welche Richtung wollte Seelan als Ingenieur einschlagen? Mein Bruder sprach über Brücken, über Konstruktionen und Sicherheit und die Komplexität der Statik. K ließ es sich mehrmals erklären, und am Ende schüttelte er den Kopf. »Manche halten mich für schlau, aber in Mathematik bist du mir meilenweit voraus, Machan«, sagte er. Mathematik war nicht das einzige Talent meines Bruders; eines Morgens sang Seelan vor sich hin, und ich erfuhr, dass er bei einem Klassenkameraden Musik gehört hatte. Er summte immer die gleiche Melodie – Bob Marleys »Redemption« –, so oft, dass ich sie auch bald konnte. Einmal sang ich mit und fing Ks Blick auf. Er lächelte schulterzuckend. »Du hast eine schöne Stimme«, sagte er überrascht.

Während des Monats unserer glücklichen Bibliotheksbesuche war alles wie Musik. In dieser Zeit merkte ich, wie wenig ich meinen Bruder gekannt hatte, und wie gern ich seinen Freund kennenlernen wollte. In der Bibliothek setzte ich mich an einen Tisch in ihrer Nähe, wo ich die Gespräche über den Stoff, den sie lernten,

hören konnte, auch wenn sie mir ein Jahr voraus waren. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass K mir zuliebe lauter sprach, aber wieder traute ich mich nicht zu fragen. Und sobald wir auf dem Heimweg in unsere Straße kamen, ging K zu sich, und mein Bruder und ich gingen zu uns nach Hause, und jeder schlüpfte wieder in seine alte Rolle. Seelans kurze Zuwendung verschwand; ich war wieder die nervende kleine Schwester. Meine Enttäuschung war wie ein vertrauter kalter Wind. Auf dem Weg zur Jaffna Library existierten wir in einer Parallelwelt, die zwischen der Bibliothek und unserem Elternhaus lag – und diese Welt hatte K ins Leben gerufen.

Heute wünschte ich manchmal, ich hätte Seelan gesagt, wie viel mir diese Ausflüge bedeuteten, und wie sehr ich mir damals gewünscht hätte, die Stimmung mit nach Hause zu bringen. Aber ich behielt für mich, was für ein Geschenk er mir damit machte, weil ich ihm nicht die Macht geben wollte, es mir wieder wegzunehmen. Mit Seelan hatte ich mich nie so gut verstanden wie mit meinen anderen Brüdern, vielleicht weil der Altersabstand so klein war, oder weil ich neidisch war, dass er es wegen seines Charmes und seines Geschlechts mit allem, was er tat und sagte, leichter hatte. Von uns fünf war er der Ehrgeizigste, der Habgierigste. Er wurde am schnellsten wütend, zu Hause jedenfalls. Aber er war auch der Schlagfertigste, und er wusste über alle Neuigkeiten Bescheid, hörte die最新的 Musik und versammelte Freunde um sich, wo immer er war. In seinem Jahrgang mochten ihn alle, weil er witzig und sportlich war, aber zu seiner Anziehungskraft gehörte auch eine radikale Klugheit. Und während er seine Intelligenz verwegen zur Schau stellte, hütete ich meine. Wir waren fast gleich alt, aber unser Temperament hätte nicht unterschiedlicher sein können. Wir hatten nie viele gemeinsame Interessen, dachte ich, aber auf unseren Wegen zur Bibliothek stellte ich fest, dass ich Seelan mochte.

Er war zwar aufbrausend, aber wie hätte ich ihn nicht lieben können, wenn der häufigste Grund seines Zorns die Sorge um unsere Zukunft war? Trotzdem war meine Beziehung zu Seelan nie so herzlich wie die zu meinen anderen Brüdern. Und jetzt gab es noch etwas, das zwischen uns stand – meine Zuneigung zu K, die mich befangen machte.

Ich lenkte mich mit den Büchern ab, die mir Niranjan vermachte hatte, und mit den Fächern, die ich brauchte, um für das Medizinstudium zugelassen zu werden. In jedem Schulfach hatte ich zwei Prüfungen, eine theoretische und eine praktische. In der Theorie fühlte ich mich gut vorbereitet, aber die praktischen Prüfungen waren schwer, weil wir von der Gnade launischer Prüfer abhingen. In Physik mussten wir das Boyle'sche Gesetz oder das Charles'sche Gesetz oder das Dalton-Gesetz beweisen. In Chemie bekamen wir eine Substanz, die wir identifizieren oder herstellen mussten: Wie erhält man Wasserstoffperoxid oder Salzsäure? In Biologie gab es zwei Themen: Botanik und Zoologie. In Botanik mussten wir eine Pflanze unter dem Mikroskop bestimmen. Ich fand Physik öde, auch wenn ich großen Respekt für alle hatte, die gut darin waren – mein Bruder zum Beispiel. Chemie und Botanik kamen mir viel nützlicher und interessanter vor. Mir gefiel die Vorstellung, dass manche Pflanzen und Substanzen Heilkräfte besaßen, während andere giftig waren; es machte mir Spaß, durch den Garten zu schlendern und die lateinischen Namen der Blumen zu zitieren. Und Zoologie war mein Lieblingsfach.

Ich fürchtete mich vor den praktischen Prüfungen, nur auf die Zoologie-Prüfung freute ich mich beinahe. Gebt mir ein Skalpell, dachte ich; gebt mir ein Muster, das ich abzeichnen, mir einprägen, auf verschiedene Körper übertragen kann. Heimlich verehrten wir alle unseren ernsten, kahl werdenden Zoologie-Lehrer, der mit uns

das Sezieren übte. Er war mit meinem Vater zur Schule gegangen und hieß Rajan – Rajan Master. Wir nannten ihn Sir.

Sir war berühmt dafür, dass seine Schüler einen Platz an der medizinischen Hochschule bekamen. Er sprach oft und mit großer Zuneigung von denen, die er unterrichtet hatte, und viele von ihnen waren bekannte Ärzte geworden, manche sogar im Ausland. Die Ärztin, von der er am meisten erzählte, war nicht nur eine ehemalige Schülerin, sondern auch seine Nichte und inzwischen Professorin an der medizinischen Fakultät der Universität von Jaffna, wo sie als einzige Frau einen Lehrstuhl innehatte. Seit ich neun Jahre alt war, wollte ich auch dort studieren, und ich lauschte begierig Sirs Geschichten. Anjali Premachandran lehrte Anatomie, und sie war, warnte er, viel strenger als er. Das Sezieren war ihr Steckenpferd, behauptete er. Jaffna war keine große Stadt, und viele von uns kannten Professor Premachandran vom Sehen. Es kam uns unbegreiflich vor, dass sie in denselben Klassenzimmern gelernt hatte wie wir, aber wir stellten sie uns trotzdem in unserem Alter vor. Wenn wir sie beeindrucken wollten, das war uns klar, mussten wir erst Sir beeindrucken.

Sir verteilte Skizzen, die wir uns einprägen sollten, bis wir sie aus dem Kopf nachzeichnen konnten. Erst wenn wir sie auswendig gelernt hatten, ließ er uns ans Messer. Auf mich wurde er aufmerksam, weil ich so schnell und forsch mit dem Skalpell umging, und warnte mich amüsiert, dass ich noch keine Chirurgin sei, und vielleicht nie eine sein würde, wenn ich nicht lernte, geduldig zu sein. »Lass dir Zeit für den Körper, junge Dame«, sagte er zu mir. »Sieh dir an, wie kunstvoll die Mechanik des Lebens ist.« Obwohl er seit Jahrzehnten unterrichtete, war er immer noch voller Ehrfurcht. Sein Auge lehrte mich, das filigrane Netz der Blutgefäße und die zarten, empfindlichen Ballons der Säugetierlungen zu bewundern.

In der praktischen Prüfung, erklärte uns Sir, würden wir einen Frosch, eine Kakerlake, eine Ratte oder den Kopf eines kleinen Hais sezieren müssen. Unsere Übungen führten wir an den gleichen Tieren durch. Wer den Frosch bekam, musste den Brustkorb öffnen und die großen Organe benennen; wer die Ratte bekam, sollte das Herz und das Herz-Kreislauf-System freilegen. Die Kakerlake, die unpraktisch klein war, mussten wir spülen und auf Wachs montieren; öffnete man den Wasserhahn zu weit, konnte es passieren, dass man das ganze sorgfältig auseinandergenommene Insekt verlor, und dann würde Sir keine Gnade zeigen. Zum Üben durften wir so viele Kakerlaken wie nötig nehmen und bekamen sogar jedes Mal einen neuen Frosch, nur die Köpfe kleiner Haie waren kostbar; es gab nur einen pro Schüler, und er wurde in Formaldehyd aufbewahrt, solange wir ihn nicht benutzten. Die Konkurrenz unter uns war so groß, dass ich nicht mal wusste, wen ich verdächtigen sollte, als meine Banknachbarin Tharini ihren Haikopf vermisste – es hätte jeder gewesen sein können. »Wenn ich mehr geübt hätte, würde ich ihn wiedererkennen«, jammerte Tharini. »Dann könnte ich ihn identifizieren.«

Ich hasste den Geruch von Formaldehyd, weil mir davon schlecht wurde und er an meinen Kleidern hängen blieb, aber ich beschwerte mich nicht. Sich an die Gerüche zu gewöhnen, gehörte zur medizinischen Ausbildung, wie mir später klar wurde. Außerdem war von unseren Versuchsobjekten der Hai natürlich das anspruchsvollste; wir mussten sein filigranes Nervensystem freilegen und präparieren. Wenn wir Fehler machten, mussten wir für den Rest des Halbjahrs mit dem verpfuschten Kopf weiterüben, der uns mit einem Auge böse anstarzte, und wenn wir ihn nicht jedes Mal ordentlich in Formalinlösung zurücklegten, überschritt er vielleicht die Grenze der Verwesung.

So viel Aufmerksamkeit aufbringen zu müssen, war anstrengend, aber auch beglückend. Wenn ich mich manchmal, aufgedreht von all dem neuen Wissen und gleichzeitig voller berechtigter Prüfungsangst, bei Amma ausheulte, erinnerte sie mich an die Familiengeschichte: Paata. Als mein Großvater ein Schüler war, erzählte sie, musste man, um an der Universität angenommen zu werden, nicht nur theoretische und praktische Prüfungen ablegen, sondern auch mündliche. In den mündlichen Prüfungen konnten die Professoren alles fragen, was ihnen in den Sinn kam, und sie waren bekannt für ihre Launen und Boshaftigkeit. (»Noch eine Sitte, die sie von den Briten übernommen haben«, sagte mein Vater grimmig.) Paata – damals ein junger Mann namens Thanabalasingham – musste für seine Prüfung bis nach Colombo reisen. Sein Prüfer, ein tamilischer Professor, stellte ihm nur eine einzige Frage: Er sollte die Form einer Dagoba beschreiben, eines buddhistischen Tempels. Überrumpelt stotterte Bala, der Junge aus Jaffna, der noch nie eine Dagoba besucht hatte, eine Antwort zusammen. Niedergeschlagen kehrte er nach Jaffna zurück und hätte fast den Stichtag seiner Einschreibung verpasst.

»Früher waren die Prüfungen schwer«, sagte Amma tröstend, »heute sind sie so einfach wie nie.« Wahrscheinlich hatte sie recht, aber ich fand es nicht sehr ermutigend.

Ich hatte noch über ein Jahr bis zu meinen Prüfungen, aber in einem seiner Briefe riet mir Appa, mich heute schon ins Zeug zu legen. *Wenn du Ärztin werden willst, schrieb er, musst du jetzt und für den Rest deines Lebens lernen.* Hinter ihm hörte ich den Chor unserer Ahnen, die meine Ängste, mein Gewissen und meinen Ehrgeiz schürten: Denk daran, was dein Großvater gesagt hätte, was deine Tante geraten hätte, was dein Onkel getan hätte, der nie die Chance hatte zu studieren! Wie viele tamilische Väter hatten das Gleiche

zu ihren Töchtern gesagt? Appas Nachricht kam mit dem Postzug, wie alle seine Briefe, und Amma las sie mir vor, mit besonderer Betonung auf *jetzt und für den Rest deines Lebens*.

Und so besuchten K und Seelan vormittags ihr Tutorium, während ich bei Rajan Master sezieren übte; und am Nachmittag gingen wir zu dritt zur Bibliothek, um uns auf die theoretischen Prüfungen vorzubereiten. Dort räumte Dayalan im Saal nebenan seit dem frühen Morgen Bücher in die Regale, beobachtete uns und sagte nichts.

ES WAR EINE ruhige, glückliche Zeit. Dann verbrachte mein Vater eines Wochenendes Ende Mai ein paar Tage zu Hause, bevor er einen neuen Posten antrat. Weil wir alle Zeit mit ihm verbringen wollten, lungerten wir den ganzen Tag zu Hause herum, statt unseren üblichen Beschäftigungen nachzugehen. Auch wenn es mir um den Ausflug zur Bibliothek leidtat, sehnte ich mich nach Appas Nähe. Mein Vater war in der Gegend ein beliebter Mann, und er ging immer wieder los, um mit diesem Nachbar oder jenem Bekannten Tee zu trinken. Am Sonntagnachmittag war er bei Saras Aunty und Jega Uncle, die vier Häuser weiter wohnten, und ich lernte in seinem Arbeitszimmer, als Seelan und Aran nach mir suchten. Sie winkten mich heraus. Ich stand von dem Schreibtisch auf, auf dem ich meine Unterlagen ausgebreitet hatte.

Ich sah meine Brüder an, die besorgt die Lippen zusammenpress-ten. »Sagt schon«, bat ich.

Aran legte den Finger auf die Lippen, dann beugte er sich vor und flüsterte: »Wir haben es gerade im Radio gehört – zwei Männer auf Fahrrädern, einer hat in Jaffna einen Politiker erschossen. Und dann sind sie weggefahren.«

»Dayalans Fahrrad ist weg«, sagte Seelan.

Angst stieg in mir auf. Meine Achseln und mein Nacken wurden feucht.

»Wenn er mit dem Fahrrad herumfährt, kann es sein, dass sie ihn einfach deswegen verhaften«, sagte Aran.

»Wissen Amma und Appa Bescheid?«

»Nein«, sagte Seelan. »Und sag ihnen nichts.«

Dann gingen sie wieder, und ich versuchte weiterzulernen, aber ich konnte mich nicht mehr konzentrieren. Im Innenhof wehte ein leichter Wind; ich hörte das Rascheln der Blätter und das friedliche Schnarchen des Nachbarhunds. Eigentlich war Appas Arbeitszimmer der kühlsste Raum im Haus, aber mir war heiß. Als ich mir ein Glas Wasser holen wollte, sah ich, dass Amma in der Tür stand.

»Bist du krank?«, fragte sie und legte mir die Hand auf die Stirn.  
»Du bist ganz rot.«

Ich duckte mich und schlüpfte an ihr vorbei in den Flur. Überrascht sah sie mir nach.

»Alles in Ordnung, Amma.« Ich zwang mich zu einem kleinen Lachen. »Ich habe noch so viele Seiten zu lesen. Und es ist schrecklich heiß. Ich hole mir nur ein Glas Wasser.«

»Na gut«, sagte sie. »Das Essen ist fertig. Ist Dayalan schon zurück?«

»Ich glaube, nicht«, sagte ich. »Wahrscheinlich muss er länger arbeiten.« Ich war es nicht gewohnt, meine Mutter anzulügen, und hatte das Gefühl, mir klebte die Zunge am Gaumen fest.

Dayalan kam nicht. Amma deckte das Essen ab und ließ es stundenlang auf der Veranda stehen. Sie las die Zeitung und wartete geduldig. Um neun ging Seelan auf die Veranda und fragte, ob sie nicht essen wollte.

Sie sah zerstreut auf. »Ich warte auf Dayalan und Appa«, sagte Amma. »Esst ihr ruhig schon.«

Vor lauter Angst um meinen Bruder war mir nicht aufgefallen, dass Appa auch nicht nach Hause gekommen war. Doch ich war nicht die Einzige, die immer nervöser wurde. Als Amma uns aufforderte, ohne sie zu essen, schüttelte Aran unbehaglich den Kopf.

Amma legte die Zeitung hin und sah ihn streng an. »Aran«, sagte sie. »Weißt du, wo Dayalan ist?«

»Nein«, antwortete Seelan für ihn, zu schnell.

Meine Mutter blickte uns an, und wir drei starnten mit versiegelten Gesichtern zurück. Dann stand sie auf und ging in ihr Zimmer. Sie kam mit dem Radio zurück und stellte es an. Wir lauschten, bis nach ein paar Minuten die Nachrichten anfingen.

»... Polizist wurde heute in Jaffna angegriffen. Ein junger Mann auf einem Fahrrad, mutmaßlich im Namen der Tamilischen ...«, sagte der Radiosprecher, als mein Vater hereinkam.

Appa sah in die Runde. »Ihr habt es gehört«, sagte er. »Jemand hat gerade bei Jega angerufen.«

Amma bedeutete ihm, still zu sein.

»... Mann und zwei andere ... Polizei verfolgt ...«, fuhr die Stimme fort.

Appa stellte das Radio ab. Amma sah ihn an.

»Was tust du da?«, fragte sie.

Aran suchte Seelans Blick. Seelan nickte, aber Appa sprach zuerst.

»Dayalans Fahrrad ist nicht da.«

Amma wurde blass. »Aber er kann nicht mit dem Fahrrad gefahren sein. Er hat es versprochen. Es muss gestohlen worden sein.«

»Die Fahrräder stehen hinten im Hof. Da stiehlt sie keiner«, sagte Appa. »Wahrscheinlich war er heute Morgen spät dran und hat deswegen das Rad genommen. Hat ihn einer von euch gesehen, als er aufgebrochen ist?«

»Es ist nicht schlimm, Appa«, sagte Seelan. »Dayalan kann das Fahrrad einfach an der Bibliothek stehen lassen und zu Fuß nach Hause gehen. Oder den Bus nehmen.«

»Aber wahrscheinlich hat er den ganzen Tag gearbeitet«, sagte ich, »und kein Radio gehört. Dann weiß er nicht, was los ist.«

Seelan schaute mich vorwurfsvoll an. Es war überflüssig, Amma und Appa noch mehr Angst zu machen.

»Es ist bestimmt alles in Ordnung, Amma«, sagte Aran.

»Er ist noch nie so spät nach Hause gekommen«, sagte Amma. »Kannst du noch mal rübergehen und versuchen rauszufinden, was passiert ist?« Jega Uncle und Saras Aunty waren die Einzigsten in unserer Straße, die Telefon hatten.

»Er ist bestimmt unterwegs. Wir müssen abwarten«, sagte Appa.

»Ich finde, wir sollten essen«, schlug Seelan vor. »Ich habe Hunger.«

»Ich nicht«, gab Amma zurück.

Schließlich lief sie selbst zu Saras Aunty und rief in der Bibliothek an, aber niemand ging ans Telefon. Als sie wiederkam, setzte sie sich mit dem Radio in Appas Arbeitszimmer. Während der Rest von uns ohne sie auf der Veranda zu Abend aß, konnten wir die Stimme des Nachrichtensprechers und das Surren des Ventilators hören. Ich schob mir Reis und Fisch in den Mund und zwang mich zu kauen. Appa und Aran fuhren mit den Fingern den Tellerrand nach. Nur Seelan aß mit gewohntem Appetit. Ich wünschte, Niranjjan wäre zu Hause; er hätte gewusst, was zu sagen war.

Später brachte ich Amma eine Tasse Tee, aber sie trank sie nicht.

»Danke, Kunju.« Sie starnte zur Decke, dann wanderte ihr Blick für einen Moment zu mir. »Wenn Dayalan nach Hause kommt ...«

»Wenn er kommt, kriegt er was zu hören.« Appa stand hinter mir. Grimmig drückte er eine Taste am Plattenspieler, und die Na-

del senkte sich auf die Rille. »Hab keine Angst«, sagte er zu meiner Mutter, als das kratzige Arpeggio erklang. Sie hob den Kopf und sah ihm in die Augen, die voller Zuspruch waren. Der Blick, den sie tauschten, war so vertraulich und intensiv, als hätten sie meine Anwesenheit vergessen. »Keine Angst«, wiederholte er, und dann: »Ich verspreche dir, dass er nicht in Gefahr ist.«

Schon damals war mir klar, dass er es nicht versprechen konnte. Aber ich verzieh ihm, weil seine Logik so väterlich, so verbindlich war: Er hoffte es, auch wenn er gleichzeitig log.

AMMA, DIE SICH inzwischen mit dem Radio ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, wo der Ventilator surrte, hörte das Geräusch an der Tür zuerst, obwohl sie am weitesten weg war. Mütter mit ihren Katzenohren. Hastig tappten ihre barfüßigen Schritte durch den Flur, und ich schwang die Beine aus dem Bett.

Als ich aus dem Zimmer kam, waren Seelan und Aran schon da. Amma kauerte neben Dayalan, der mit dem Rücken an der Haustür auf dem Boden saß. Mein Vater stand über beide gebeugt. Meine Mutter machte ein Geräusch, als schnappte sie nach Luft, und ich begriff, dass sie weinte.

»Gott sei Dank«, sagte sie und berührte Dayalans staubiges Gesicht. »Gott sei Dank, Gott sei Dank.«

Mein Vater sagte nichts, vielleicht konnte er auch nichts sagen. Wie ähnlich Dayalan ihm mit seinen hängenden Schultern und langen Beinen war.

»Verriegelt die Tür«, sagte Dayalan.

Ich ging zur Tür und schob den Riegel vor, dann kniete ich mich neben Amma, neben ihn. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und schmiegte mein Gesicht an seinen Hals. Sein Hemd war schmutzig, aber nicht vom Fahrradfahren. Dayalan war klitsch-

nass und voller Matsch, und er roch wie ein streunender Hund an der Landstraße. Ich wollte, dass er mich in den Arm nahm, aber er konnte nicht, also umarmte ich ihn. Selbst seine Wimpern waren schmutzig.

»Was ist passiert?«, fragte Seelan, der hinter mir stand.

»Ich war es nicht«, sagte Dayalan, und mein Vater seufzte.

»Natürlich warst du es nicht«, sagte Appa. »Aber das ist denen egal.« Er wischte sich mit einem Taschentuch über das Gesicht.

»Ich wusste nicht, was passiert ist, bis ich auf halbem Weg nach Hause war«, sagte Dayalan. »Dann habe ich K gesehen, der vom Tutorium zu Fuß heimlief.«

»Zu Fuß«, wiederholte Seelan. Er hielt Dayalan ein Glas Wasser hin. Dayalan schob mich sanft weg, nahm das Glas und trank. Dann kippte er einen Schluck in seine hohle Hand und fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Augen. »Alle wissen, wie gut er in der Schule ist, dachte sein Vater wahrscheinlich – er nimmt das Fahrrad nur für den Weg zum Unterricht und zurück. Er muss gedacht haben, dass keiner ihn aufhält.«

»Das war dumm«, sagte Appa grimmig.

»Also haben sie ihn angehalten«, stellte Amma fest. »Und?«

»Er kam gerade aus dem Haus seines Tutors, als ein paar Polizisten auf ihn zugingen und seinen Ausweis sehen wollten«, erzählte Dayalan. »Er wusste nicht, worum es ging, und sie schrien ihn an, ein Fahrradfahrer hätte auf jemanden geschossen. Sie hielten ihn fast eine Stunde fest und bedrohten ihn. Irgendwann kam sein Tutor aus dem Haus, um K zu verteidigen, und die Polizisten schlugen ihn, und dann schlugen sie auch K. Am Ende ließen sie beide gehen. K hat das Fahrrad bei seinem Tutor stehen lassen und sich zu Fuß auf den Heimweg gemacht. Auf halbem Weg habe ich ihn eingeholt. Ich habe ihn fast nicht erkannt, weil sein Gesicht so ... Als

ich abstieg, hat er mir von den Polizisten erzählt. Er sagte, ich sollte mein Rad liegen lassen. Erst wollte ich nicht – ich brauche doch mein Rad! Für irgendwann, Appa, wenn nicht mehr alle Fahrrad-fahrer unter Generalverdacht stehen. Aber K hat mich überzeugt, dass es schlimmer wäre, angehalten zu werden. Ich wollte eins der Räder abmontieren, damit es keiner klaut, aber es war keine Zeit«, sagte Dayalan. »Also habe ich es dort liegen lassen.«

Mein Vater schwieg.

»Ich hätte auf dich hören sollen.« Dayalan vergrub das Gesicht in den Händen. »Was passiert nur mit uns?«

Appa beugte sich vor und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Es ist bloß ein Fahrrad«, sagte er sanft. »Ein Fahrrad können wir verschmerzen.«

Aber dich, mein Bruder: Dich dürfen wir nicht verlieren.

ALS ICH AM nächsten Morgen im Garten seine matschigen Kleider wusch, kam Dayalan aus dem Haus und sah mir zu. Braune Seifenlauge rann mir durch die Finger. »Ich habe mich vor einer Streife in einem Graben versteckt«, sagte er schließlich. »Über mir konnte ich die Polizisten reden hören. Ich musste lange warten, bis sie weitergegangen sind.«

Ich spülte die Wäsche mit klarem Wasser aus. »Was ist passiert?«, fragte ich den nassen Stoff, den ich hochhielt und dann an die Wäscheleine hängte.

»Nach einer Weile bin ich aufgestanden und ein Stück weitergefahren«, sagte er, »aber nach einem Kilometer ist das Gleiche wieder passiert.«

Er erzählte mir, dass er auf diese Weise den ganzen Heimweg zurückgelegt hatte – mit Sprints und Unterbrechungen –, und dabei hin und wieder anderen Fußgängern begegnet war. Einmal, sagte

er, habe er sich am Feldrand in einen Graben gelegt, nur um festzustellen, dass schon ein anderer dort war, der keine Gesellschaft wollte. »Ich musste ihn überzeugen«, sagte Dayalan finster und sah erst zu Boden und dann in die Ferne. Ich versuchte mir auszumalen, auf welche Art der größte und sanfteste meiner Brüder den Fremden überzeugt hatte.

Es war fast dunkel gewesen, als er und sein unfreiwilliger Grabenkamerad das matschige Versteck verließen. Der andere Junge verschwand, bevor sich Dayalan orientiert hatte. Es sei das erste Mal gewesen, sagte er, dass er in Jaffna nicht wusste, wo Norden war. Er hatte das Hemd ausgezogen, den Schlamm ausgewrungen und es wieder angezogen. Dann hatte er den dämmernden Horizont nach Wegmarken abgesucht.

»Was hat dich in die richtige Richtung geführt?«, fragte ich, als ich seine Hose auf die Leine hängte.

»Gar nichts«, sagte er. »Am Ende beschloss ich, mich einfach nicht mehr zu bewegen, bis ich den Heimweg erraten konnte. Und das habe ich getan.«

AM NACHMITTAG, WÄHREND seine Kleider im Garten trockneten, kehrte Dayalan zu der Stelle zurück, wo er das Fahrrad liegen gelassen hatte. Es war weg. Er erzählte es uns, und dann sprachen wir nie wieder darüber, aber selbst Seelan gab sich Mühe und teilte seine Sachen mit ihm. Die beiden wechselten sich höflich mit Seelans Fahrrad ab, mit dem sie schweigsame Runden vor dem Haus drehten. Weiter fuhren sie nie, als wäre die ganze Welt auf unsere kleine Straße zusammengeschrumpft. Aus Sorge um Dayalan hatte Appa die Rückkehr zum nächsten Posten aufgeschoben, aber seine Anwesenheit zu Hause verströmte keine Zuversicht. Nicht einmal er schien zu wissen, was uns erwartete.